

Nr. 144 **Bromberg, den 27. Juni 1933.**

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

Als Graf Lewenborg drei Tage später wiederum bei Meister Lossius eintrat, um ihm mitzuteilen, daß er am nächsten Morgen abreise, und sich sogleich nach Gertrudes Befinden zu erkundigen, fand er den Goldschmied bleich und verstört.

„Was ist Euch geschehen, Meister?" fragte er besorgt. „Geht es Eurer Tochter schlechter?"

„Sie liegt im hohen Fieber. Der Arzt macht ein bedenkliches Gesicht."

„Nur nicht den Mut verlieren!" tröstete der Obrist. „Eure Tochter ist eine gesunde und kräftige Frau!" Dann setzte er hinzu: „Wie sehr bedaure ich, ihr unter solchen Umständen nicht Lebewohl sagen zu dürfen!"

„Ich wollte Euch soeben bitten, es dennoch zu tun, Herr Graf, es würde sie sehr schmerzen, Euch nicht mehr gesehen zu haben."

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später betrat Graf Lewenborg zum ersten Male das Haus am Weningenmarkt. Er hatte Gertrude seit ihrer Verheiratung nur gelegentlich im väterlichen Hause gesprochen. Mit Lotterhos aber hatte er seit jener einzigen Unterredung nie wieder ein Wort, höchstens einen flüchtigen Gruß gewechselt.

Der neue Reichsfreiherr kam seinem Gast in seltsamer Gemütsverfassung entgegen. Er war einerseits geehrt, den Grafen in seinem Hause zu sehen, hatte aber noch immer ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber. Er wußte bis heute noch nicht — weder durch den Grafen selbst, noch durch Heinz von Hellstedt —, was damals auf seine verräterische Mitteilung eigentlich geschehen war. Zu dieser Verlegenheit des Herrn Lotterhos kam noch die Angst um die kranke Wöchnerin.

„Wie danke ich Euch, Herr Graf, daß Ihr gekommen seid!" sagte er stammelnd. „Gertrude hat nämlich soeben den dringenden Wunsch geäußert, Euch vor Eurer Abreise, — möglichst noch heute zu sprechen. Darf ich ihr sagen, daß Ihr hier seid?" —

Dann saß Graf Lewenborg an Gertrudes Bett und hielt die heiße Hand der Fiebernden in der seinen.

„Gebt mir nur bald Nachricht nach Schweden, daß Ihr wieder wohlauf seid! — Und auch über das Wachsen und Gedeihen Eures kleinen Reichsfreiherrn müßt Ihr mir ab und zu ein Wörtlein schreiben", setzte er freundlich lächelnd hinzu.

Da erhob Gertrude ein wenig den Kopf und sagte angstvoll flüsternd:

„Wir werden uns im Leben nicht wiedersehen, Graf Lewenborg, denn ich fühle, daß ich sterben muß. Aber zuvor muß ich mein Gewissen entlasten. Ich habe an Euch, der immer gütig und freundlich zu mir gewesen, einen schmählichen Verrat begangen."

„Barbara!?" — Wie eine plötzliche Erleuchtung war es ihm gekommen, und gegen seinen Willen hatte er das Wort ausgesprochen.

Gertrude nickte, aber sie fand nicht gleich den Mut zu sprechen. Endlich begann sie mit stockenden Worten zu erzählen, wie damals Barbara im Hause ihres Vaters erschienen und nach Graf Lewenborg gefragt hatte — und was für ein schändliches Lügengewebe sie dann aus Eifersucht ersonnen und dem armen Kinde erzählt hatte. Und wie die Ärmste dann erbleichte und sich, völlig verstört und zerschmettert, davongeschleppt habe. —

Der Graf hatte ihre Beichte mit keinem Worte unterbrochen. Aber in seinem Gesicht war ein Kampf vor sich gegangen, und seine Zähne hatte er aufeinandergebissen, als wollte er den Mund nie wieder zu einem Wort an Gertrude öffnen.

Als die Kranke aber geendet, hatte Graf Lewenborg seinen Kampf ausgekämpft.

„Es ist etwas Arges, was Ihr mir da angetan, Gertrude, — ärger, als Ihr damals ahnen konntet", sagte er ernst, aber ohne Härte. „Doch Ihr habt mir auch so viel Gutes erwiesen, — mich so aufopfernd gepflegt, daß ich Euch ganz und aus aufrichtigem Herzen verzeihe. — Denkt nicht mehr an jene Sache! — und werdet bald gesund! — Lebt wohl!" Er drückte der Kranken die Hand, nickte ihr zu und verließ mit seltsam unsicheren Schritten das Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch am gleichen Abend reiste Graf Lewenborg von Erfurt ab, — aber nicht seinem Vaterland entgegen.

Und in der gleichen Nacht noch starb Gertrude.

Der Reichsfreiherr Heinrich von Lotterhos kniete am Bett seiner toten Gattin und schluchzte in fassungslosem Schmerz.

Einmal hob er den Kopf und rief in die nächtliche Stille des Zimmers hinein:

„Mein Gott, mein Gott, womit habe ich . . ."

Er hatte wohl die Frage an den Himmel richten wollen, womit er solches Unglück verdient habe. Aber er besann sich, brach mitten im Satz ab, ließ den Kopf auf die Brust sinken und flüsterte endlich mit erstickter Stimme:

„Ja, ja — das habe ich verdient!"

Wahnglaube.

In einem Sessel seines sogenannten Arbeitskabinetts saß, ganz in sich zusammengesunken, der Reichsfreiherr Heinz von Hellstedt und starrte vor sich hin ins Leere. Obwohl es schon spät Nachmittag war, hatte er noch nicht einmal Toilette gemacht. Seine spärlichen Haarbüschel hingen ihm ungekämmt von den Schläfen, sein Wams stand über der Brust offen, unter seinen übernächtigen Augen lagen tiefe Schatten.

Schon mehrere Stunden hatte er regungslos in dieser Stellung verbracht, als der Haushofmeister seinen Kopf zur Tür hineinsteckte.

„Euer Gnaden wollen verzeihen. Es ist ein Herr draußen, der . . ."

Des Freiherrn blasses Gesicht war noch um eine Schattierung fahler geworden.

„Von der Kommission?!“ Wie ein Schreckensruf hatte die Frage geklungen. Es sah aus, als ob Heinz von Hellstedt im nächsten Augenblick wie ein ertappter Verbrecher die Flucht ergreifen wolle.

„Das scheint nicht so, Euer Gnaden“, erwiderte der Haushofmeister. „Der Herr nennt sich Graf Lewenborg, gibt an, ein schwedischer Obrist zu sein, behauptet, er müsse Euer Gnaden dringlich und . . .“

„Nein, nein! Keinen Menschen will ich sehen!“ unterbrach der Freiherr, die Hände abwehrend von sich streckend. „Er soll zum Teufel gehen!“

„Ich habe dem Herrn gesagt, daß Euer Gnaden für niemanden zu sprechen sind, aber der Herr läßt sich nicht abweisen. Und es scheint, als habe er eine wichtige Nachricht zu überbringen.“

„So führt ihn also in Gottes Namen herein!“ gab Herr von Hellstedt nach kurzem Zögern zurück und erwartete stehend, sich mit einer Hand schwer auf den Schreibtisch stützend, den Besucher.

Kurz darauf stand Graf Lewenborg auf der Schwelle, und die beiden Männer blickten forschend einander ins Gesicht.

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Herr Reichsfreiherr?“

Heinz von Hellstedt musterte den Besucher mißtrauisch, schüttelte den Kopf und sagte ängstlich: „Wohl kommt mir Euer Gesicht nicht ganz unbekannt vor, Herr Graf, — jedoch . . . ich weiß wirklich nicht . . .“

„Nun, das ist meine Schuld, — und ich muß Euch um Vergebung bitten. Schon einmal weilte ich hier — als Euer Gast, aber aus Gründen, die ich Euch erklären werde, habe ich Euch damals nicht meinen richtigen . . . nicht meinen eigentlichen Namen genannt. Erinnert Ihr Euch noch — es ist fast ein Jahr her, und an jenem Abend fand in Eurem Park ein großes Fest statt —, daß Ihr einen schwedischen Offizier, der sich Major Graf Boström nannte . . .“

„Oh, nun kenne ich Euch wieder, Herr Graf!“ Wie ein Aufatmen der Erleichterung kam es von Hellstedts Lippen. „Ich bitte, setzt Euch — und verzeiht meine anfängliche Verwirrung. Ich glaubte schon, daß . . . Nun, davon später. — Gewiß, gewiß! Nun fallen mir auch wieder alle Einzelheiten ein! Weshalb verließet Ihr damals so eilig und unbemerkt den Park? Ihr reistet noch in der gleichen Nacht ab, wie ich von dem Wirt des Gasthofs hörte.“

Der Graf wollte etwas erwidern, aber der Freiherr fuhr hastig fort:

„Ach, wie töricht frage ich! Mußte Euch, der Ihr mir ein Mann von hohem sittlichen Ernst zu sein scheint, jenes frivole Fest nicht vertreiben! Nein, nicht das erstaunt mich mehr, daß Ihr diesen Ort geflohen, sondern daß Ihr mich noch einmal Eures Besuches für würdig erachtet, — mich, einen Verworfenen, der in seinem Hause eine...“

Der Freiherr brach seine Rede gleichsam schaudernd ab und griff mit beiden Händen an die Schläfen, als könne er noch gar nicht fassen, was ihm zugestoßen.

Ein Erschrecken war über Graf Lewenborgs Gesicht gegangen. Eine Ahnung von irgend etwas ganz Fürchterlichem stieg jäh in ihm auf. Und um sich schnell Gewißheit zu verschaffen, sagte er hastig:

„Um gleich das Wesentliche zu erklären: Nicht Ihr seid es eigentlich, Herr Reichsfreiherr, dem mein Besuch gilt. Es handelt sich . . . um . . . um eine junge Person, die seit mehr als einem Jahre bei Euch . . . Kurz, es handelt sich um die Barbara . . .“

Heinz von Hellstedt hatte den Obristen mit weit aufgerissenen Augen angestarrt. Nun unterbrach er ihn mit einem jämmerlichen Zetergeschrei:

„Nein, nein! Es ist nicht wahr, was man überall erzählt! Sie ist nicht meine Geliebte! Ich kann es beschwören vor Gott und den Menschen! Was wollt Ihr von mir? Was habe ich denn verbrochen? Konnte ich denn wissen . . .?“

„Aber so beruhigt Euch doch!“ mahnte Graf Lewenborg verblüfft den Jammernden. „Meint Ihr etwa, ich wolle Euch in Eurem eigenen Hause zur Rechenschaft ziehen? Ich habe keinerlei Rechte an Barbara. Nur Pflichten habe ich gegen sie zu erfüllen. — Und wenn Ihr versichert, daß Barbara nicht Eure Geliebte war, so habe ich keinen Grund, an Eurem Wort zu zweifeln. — Ich möchte Euch nur bitten, mich jetzt ruhig anzuhören — oder, wenn anders Ihr das jetzt nicht vermögt, so führt mich zu ihr, damit ich . . .“

„Seid Ihr von Sinnen!“ Der Freiherr wich einen Schritt zurück. „Meint Ihr, mein Kopf gelte mir nicht mehr als eine Kartoffel!“

„Sie ist nicht . . . mehr . . . in diesem Hause?“ Graf Lewenborg war dicht vor dem Freiherrn hingetreten und hatte ihn in seiner Erregung an den Armen gefaßt.

„In meinem Haus? — Gott soll mich davor bewahren! Im Malefizhaus ist sie, die Unselige! Gestern nachmittag ist die Hexenkommission aus der Stadt gekommen und hat sie gegriffen.“

Graf Lewenborgs Arme sanken herab, sein Gesicht verfärbte sich. Dann raffte er sich zusammen und stellte seine Fragen schnell und mit harter Stimme, wie bei einem Verhör:

„Man hat Barbara der Hexerei beschuldigt?“

„So sagte die Kommission.“

„Wer hat solche Beschuldigungen ausgesprochen? Auf welche Tatsachen stützt man sich dabei?“

„Ich weiß es nicht. — Es ist eine Anzeige gegen sie eingelaufen, deren nähere Umstände mir nicht bekannt sind.“

„Ihr wart abwesend, als man sie griff?“

„Nein doch. Man hat sie in meiner Gegenwart gegriffen, als wir im Parke wandelten.“

„In . . . Eurer . . . Gegenwart?“ Graf Lewenborg sah den Freiherrn verständnislos an. „Und Ihr... Ihr habt sie nicht verteidigt? Und Ihr steht noch hier? — Seid Ihr nicht nach der Stadt geeilt, um ihre Befreiung aus der Haft und von dem schnöden Verdacht zu erwirken?“ — Drohend funkelten die scharfen Blicke der stahlblauen Augen auf Heinz von Hellstedt nieder.

„Meint Ihr vielleicht, ich sollte mich selbst um meinen Kopf bringen?! Soll ich mich der Mittäterschaft an ihren Hexereien verdächtig machen?!“

„So also glaubt auch Ihr an solchen infamen Unsinn? Ja, seid Ihr denn alle besessen hier in Deutschland?“ Graf Lewenborg schüttelte die geballten Fäuste vor dem töricht dreinblickenden Freiherrn.

Der versuchte wieder Haltung zu gewinnen und sagte mit einem vergeblichen Bemühen, seiner Stimme einen festen und abweisenden Ton zu geben:

„Nicht nur in Deutschland, — in aller Welt weiß man von dem Treiben solcher Unholde. Und wenn Ihr in Eurer Heimat Schweden die Zauberer und Hexen ungestraft ihre Schandtaten verrichten lasset — wie ich schon hörte —, so ist das Eure Sache. — Hier aber — das möchte ich Euch raten — hütet Euch, Herr Graf, solche Zweifel laut und öffentlich zu äußern. Es könnte Euch teuer zu stehen kommen.“

Graf Lewenborg lachte höhnisch auf. Dann sagte er verächtlich:

„Euer Reichsfreiherrliche Gnaden sind nicht nur ein Feigling, sondern auch ein Dummkopf! Es lohnt nicht, meine kostbare Zeit, weiter mit Euch zu verlieren.“ Und damit wandte er sich der Tür zu.

Aber Heinz von Hellstedt sprang ihm in den Weg. „Für diese Worte werdet Ihr mir Genugtuung geben!“ rief er zornesrot.

„Gern. Doch im Augenblick habe ich Wichtigeres zu tun.“ Graf Lewenborg wollte ihn zur Seite schieben, um das Zimmer zu verlassen.

Da wurde hastig angeklopft, und noch ehe der Freiherr eine Antwort geben konnte, flog die Tür auf. An der Schwelle stand ein dunkelgekleideter Mann mit einem kalten und bösen Ausdruck auf dem Gesicht, und hinter ihm wurden vier Bewaffnete sichtbar.

Schreckensbleich erkannte Heinz von Hellstedt den Beamten, der vor vierundzwanzig Stunden Barbara im Park von seiner Seite weg verhaftet und fortgeführt hatte.

„Herr Reichsfreiherr von Hellstedt“, begann der Beamte ohne weiteres, „ich bin beauftragt, auch jenen Unhold in Haft zu nehmen, der sich in Gestalt eines schwarzen Katers in Eurem verruchten Hause aufhält. Ich ersuche Euch, mir hierzu jede Hilfe zu gewähren, falls Ihr Euch nicht dem Verdachte der Mitschuld aussetzen wollt!“

Der Obrist stieß ein gellendes Lachen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Sonne und Volk.

Von Professor Dr. **Karl Roth**=Würzburg.

Wir Neuzeitmenschen haben uns wieder daran gewöhnt, Sonnenkult zu treiben, freilich nicht mehr als Ausfluß religiöser Anschauungen, sondern, der Wissenschaft folgend, aus gesundheitlichen Gründen oder vielleicht noch mehr als Modesache. Denn wenn rotbraune Gesichtsfarbe Mode ist, will keiner und noch weniger keine zurückbleiben. Aber es gab einst eine Zeit — auf Jahrtausende reicht sie zurück —, da sah man in der Sonne nicht ein bloßes Heilmittel, sondern die große Gottheit, die allerlösende, die allbelebende. Sonnenkult war religiöses Erlebnis, und deshalb birgt Sonnenkult ein Stück Urgeschichte und Urreligion in sich. Die Sonne, die siegreiche Macht über Finsternis und Tod, wird zur obersten Gottheit. Alle arischen Völker hatten den Lichtkult gemein. In einzelnen Anklängen der germanischen Göttersage an die altindische und altiranische sind ja noch leise Erinnerungen an die arische Urgemeinschaft erhalten. Bei den Völkern des Nordens mußte der Licht- und Sonnenkult besondere Färbung gewinnen, die Sehnsucht nach Licht und Wärme geradezu die Seelenstimmung beherrschen, deshalb sitzen alte Bräuche bis auf den heutigen Tag so tief im Volke. Hielt sich doch im Norden, gerade in den skandinavischen Ländern, germanischer Glaube lange gegen das andrängende Christentum, um dann eine letzte Zufluchtsstätte auf Island zu finden, wo er in der Edda aufgezeichnet wurde.

Noch ragt aus diesen alten Anschauungen vieles in unsere Tage und wird weiter geübt, ohne daß man sich um den ursprünglichen Sinn kümmert. Noch sehen wir die alten Sinnbilder des Sonnengottes, Pferdekopf, Hahn und Schwan, auf den Dächern der Bauernhäuser Rußlands, der skandinavischen Länder und Deutschlands, in Tirol, ja auch im Berner Oberland und in Graubünden. Das weiße Sonnenpferd ist das Wappenbild niedersächsischer Gebiete und auch der englischen Grafschaft Kent, deren Gründer ja die Sachsen Hengist und Horsa waren. Wohin auch immer nordische Völker südwärts drangen, brachten sie ihren Sonnenkult mit. Chorasan ist das „Sonnenland" und Tomgris, die Massagetenkönigin, schwört bei dem Sonnengott, „dem Herrn der Massageten". Auf kleinasiatischem Boden wird die Sonne in Mithra-Mihr verehrt; Balbek-Heliopolis ist die Sonnenstadt, und der älteste Name der schlachtberühmten griechischen Insel Salamis, Koronis, bezeichnet sie als Sonneninsel. In den indischen Vedas ist die Sonne die alles belebende Macht, die große Seele aller Wesen. Surya oder Savitra heißt der Sonnengott. „Deinen Wagen," singen die Hymnen, „lichter Surya, weitschauender, mit dem strahlenden Haupthaar, ziehen sieben weiße Rosse. Nach dem Himmel aufschauend, rufen wir zu Dir, höchstes Licht." Aber auch Indra, „der allwissende, mit dem strahlenden Haupthaar", der „Gott der Götter", wie ihn der Dichter im Mahabharata nennt. Mit seinen Sonnenrossen auf leuchtendem Wagen fährt er durch die Räume des Himmels. Sein Strahl beleuchtet alle Geschöpfe wie sprühende Feuerglut. Und den gleichen Sonnengott verehrt der Iranier in Mithras. Im Zendavesta heißt ein Gebet: „Ich feiere Mithras, den Erhabenen, Unsterblichen, die Sonne, die mit vier Rossen schnell dahinfährt." Und die Inschriften der auch weit über den europäischen Westen verbreiteten Mithrasdenkmäler der späteren Zeit lauten immer: „Der Sonne, dem unbesiegten Gott!" Die Könige der Perser schwuren bei Mithras und beteten zu ihm. Er begleitet unsichtbar auf weißem Rosse das persische Heer und verhilft ihm durch seinen stets zu ihm wiederkehrenden Speer — auch der nordische Odin wirft ihn — zum Siege. Das persische Heer setzte ich nie vor Sonnenaufgang in Marsch. Vom Königszelte aus, über dem das in Kristall eingeschlossene Bild der Sonne erglänzt, ertönt zum Abmarsch der Hornruf, und dem Heere voran wird auf silbernem Altar das heilige Feuer getragen. Dann folgt von weißen Rossen gezogen ein dem Ahuramazda geweihter Wagen und diesem, von Führern in weißen Gewändern geleitet, das „Sonnenpferd". Bassianus, der Oberpriester des Sonnengottes zu Emesa, brachte, vom Heere zum Kaiser gewählt, 219 n. Chr. den östlichen Kult des Sonnengottes auch nach Rom, wo er ihm einen prachtvollen Tempel errichtete. Und in der nordischen Edda heißt es: „Über der Männer Heim (= Erde) erschimmerte Scheinhaars (= Sonnenroß) Mähne, das die Zwergenüberlisterin (= Sonne) im Lichtwagen zieht." Im skandinavischen Mythos ziehen den Sonnenwagen ebenfalls zwei Pferde, Arvkr, das „Frühwachen", und Alsvidhr, der „Allwisser".

Auch reitend auf weißem Roß wird der Sonnengott gedacht. Der Morgenröte nach lenkt Indra sein Roß Tritas, und achtfüßig ist Odins weißes Roß Sleipner; auch Svantovit, der slawische Sonnengott, reitet auf weißem Pferde. Weiße Pferde sind dem Sonnengotte heilig und werden ihm überall geopfert. So sind auch die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern Sinnbilder all der Segnungen, welche die Menschen ihrem höchsten Gott, der Sonne, verdanken.

Vielfach sieht man neben ihnen, aber auch mit ihnen vereint, Hahn und Schwan, in Rußland sowohl als auch im bayrischen Gebirge und in England, wo der Schwan in der Sage der Angeln eine große Rolle spielt. Kräht der Hahn, so entweichen der Teufel und alle bösen Nachtgeister. Das Tier kündet das Licht an und damit Heil und Segen. So war der Hahn dem Svantovit geweiht wie dem Mithras. In Indien und Persien ist er ein heiliges Tier. Ebenso gilt der Schwan als Symbol der Sonne. Brahman wird in der indischen Mythologie auf einem Schwan reitend dargestellt, und der Schwanenritter unserer mittelalterlichen Legende ist der Sonnengott. Auch der Maigraf, der heute noch mit Birkenlaub und Blumen geschmückt aus dem Walde in das Dorf reitet, verkörpert den Sonnenkönig. In den südlichen Teilen Bayerns heißt der in Laub gehüllte Bursche „Wasservogel". Er trägt die nachgebildete Gestalt eines Schwanes. Mit Erlen- und Haselnußlaub umkleidet wird er zu Pfingsten nach abgehaltenem Wettrennen zu Roß ins Dorf gebracht. Es folgt ein Umritt um die Flur, daß Roß und Korn gedeihen, und dann wird der Schwan ins Wasser geworfen. Schimmelreiter und Schwan, vereinigte Sinnbilder des Sonnengottes. Der Schwan ist der Vogel Brahmans in Indien, Wotans bei den Germanen und auch des griechischen Sonnengottes Apollo. Der Dichter Kallimachos besingt des letzteren Geburt: „Heilige Schwäne kommen gezogen und vollenden ihre Kreise siebenmal um die Insel Delos. Da wird Apollo geboren, das Kind der sieben Monate. Da wird alles golden auf Delos, der ganze Boden und die heiligen Stätten. Da strahlt die Natur im Glanze der Sonne, es reifen die Früchte, es klingt die Leier, es singen die Nachtigallen die Lieder des Gottes, die singenden Schwäne des Nordens." Nur Schwäne ziehen später seinen Wagen, auf dem er zu den Hyperboräern fährt, d. h. dann, wenn die Sonne im Winter verschwindet.

Noch heute lohen der Sonne zu Ehren auf unseren Höhen die Feuer um Ostern und Pfingsten und am Johannistage, an den Festen des triumphierenden Lichtes, allüberall, wo die Sonne Geberin des Lebens ist.

Hie Montgolfier — Hie Charles!

Der erste Ballonaufstieg vor 150 Jahren.

Wenn in unseren Tagen der Zeppelin zum Amerikafluge startet, so wird das in den Zeitungen nur als flüchtige, sachliche Notiz gebracht, weil niemand bezweifelt, daß die Fahrt so glatt verläuft wie diejenige irgend eines deutschen Schnellzugs. Dagegen waren es für Frankreich förmlich nationale Ereignisse, als Montgolfier und Charles ihre ersten Luftballons im Jahre 1783 vom heimischen Boden aufstiegen ließen.

Lange, ehe man auf die Lösung des Flugproblems durch den Propeller kam, hat man sich bemüht, Fluggeräte zu schaffen, die „leichter als die Luft" sind. Eine gewisse Berühmtheit hat hier der Gedanke von Pater Lana erlangt. Dieser schlug nämlich vor, mächtige Kugeln aus Metallblech einfach leer zu pumpen, um dadurch den nötigen „Auftrieb" zu gewinnen. Damit ließ sich allerdings etwas erreichen. Es wiegt nämlich ein Kubikmeter gewöhnlicher Luft bereits 1,3 Kilo; man erzielt also für jedes ausgepumpte Quantum in diesem Betrag eine Erleichterung oder einen Auftrieb von 1,3 Kilo. Aber solche entleerte Kugeln könnten vom äußeren Luftdruck eingedrückt werden, und man mußte darum versuchen, die gewöhnliche Luft durch irgend eine Füllung zu ersetzen, welche die nötige Gegenspannung lieferte, aber möglichst leicht war.

Diesen Weg haben zuerst die Gebrüder Montgolfier eingeschlagen und fast gleichzeitig mit ihnen der Physiker Charles aus Paris. Die erste „Montgolfière", die 1783 bei

dem betriebsamen Städtchen Annonay aufgestiegen ist, war ein mächtiger Ballon aus Packleinwand mit papiernem Futter. Er hatte 12 Meter Durchmesser und wog 250 Kilo. Unten war dieser Ballon offen, und darunter befand sich eine Art Wärmer, auf dem ein Feuer von Stroh und Wolle lustig brannte, was allerdings etwas gefährlich aussah. Aber es gab kein Unglück, und der Ballon konnte eine glückliche Fahrt machen. Die aufsteigende Hitze erwärmte nämlich die Luft im Ballon ziemlich kräftig; dadurch dehnte sich diese nicht unerheblich aus, und es entwich ein Teil nach unten, so daß sich der Ballon wesentlich erleichterte.

Ganz Annonay war draußen, um diesen ersten Flug zu erleben, um das Werk ihrer geschätzten Mitbürger zu bewundern. Rasch stieg der Ballon in die Lüfte; und er mag trotz seiner Nutzbelastung von rund 200 Kilo eine Höhe von 1000 Metern erreicht haben. In etwa 10 Minuten war das Feuerchen leider erschöpft, und nach einer kurzen Reise von 2 bis 3 Kilometern landete der Ballon wohlbehalten und glatt auf der Erde.

Die Leutchen von Annonay sandten sofort einen eingehenden Bericht nach Paris an die Akademie der Wissenschaften, und auf einmal zählte Annonay zu den „berühmten" Orten Frankreichs.

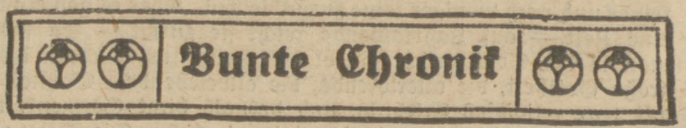
Durften aber auch lebende Wesen solche Aufstiege wagen? Das wurde mit drei Tieren erprobt, und zwar feierlich vor dem versammelten Hof zu Versailles. Ein Lamm, ein Hahn und eine Ente fuhren als erste Passagiere in einer zierlichen Koje aus Weidenruten in die Lüfte, um nach trefflichem animalischen Rekord vergnügt wieder auf sicherem Boden anzukommen. Als erste Menschen starteten Pilatre de Roziers und der Marquis d'Arlandes allerdings nicht in einem schneidigen Sportdreß, sondern mit Zylinder und Pelzmütze.

Interessant ist die Vorgeschichte dieses Unternehmens. Es mußte nämlich dazu die Erlaubnis des Königs eingeholt werden. Es war das der 10 Jahre später hingerichtete unglückliche Ludwig XVI., ein Mann redlichen und weichen Herzens, der den Aufstieg in die Luft als für Menschen zu gefährlich ansah. Er erklärte sich aber bereit, zwei zum Tod verurteilten Verbrechern das Leben zu schenken, wenn sie die Fahrt freiwillig wagen wollten. Da brauste aber Roziers heftig auf: „Warum sollen elende Schurken, welche die menschliche Gesellschaft ausgestoßen hat, den Ruhm haben, als erste Menschen in die Lüfte geflogen zu sein? Endlich wurde die Fahrt doch frei gegeben. Man hatte dazu einen besonderen, schön bemalten Ballon hergestellt, bei dem die Feuerstelle so angeordnet war, daß sie sich mit den beiden Aufsteigenden gut vertrug. Hunderttausende sahen diesem Ereignis zu, das sich hoch über Paris abspielte, und das dann von den Aeronauten einfach dadurch beendet wurde, daß sie das Feuer ausgehen ließen.

Charles hat seinen Ballon mit dem sehr leichten, damals allerdings etwas schwierig zu beschaffenden Wasserstoff gefüllt. Damit ließ sich ein ansehnlicher Auftrieb gewinnen. Während nämlich ein Kubikmeter gewöhnlicher Luft 1,3 Kilo wiegt, ist ein Kubikmeter Wasserstoff nur rund 0,1 Kilo schwer. Man kann also hier durch Tausch je Kubikmeter 1,3 weniger 0,1 oder 1,2 Kilo Auftrieb gewinnen. Ferner stellte Charles seinen Ballon zweckmäßig mit einer Imprägnierung aus Gummi her.

Die erste „Charlière" von 1783 hat leider ein trauriges Ende gefunden. Feierlich aus dem Garten der Tuilerien aufgestiegen, ging sie nach anfänglich stolzem Fluge in Gonesse nieder, das ein paar Meilen von Paris liegt, und dort fand das Ungetüm bei den aufgeregten Bauern einen wenig freundlichen Empfang. Die meisten hielten den Ballon für einen Raubvogel von einer nie gesehenen Form. Nach einer anderen Auffassung war das der Teufel in höchsteigener Person. Weitere kühne Vermutungen sahen hier den offenbar niedergefallenen Mond. Ein Beherzter schoß nun mit seiner Flinte ein Loch in den Ballon, und als beim Ausströmen des Gases das gefährliche Wesen mehr und mehr die Form verlor und mit dem Tode zu ringen schien, fielen schließlich alle Mann mit Dreschflegeln, Mistgabeln und Knütteln über den unglücklichen Eroberer der Lüfte her, um ihm vollends den Garaus zu machen.

Es ist verständlich, daß man den Wasserstoff als leichtestes Element zum Füllen von Ballons und Luftschiffen beibehalten hat. Bei geringeren Ansprüchen genügt auch das verhältnismäßig billige Leuchtgas, das heut in jeder mittleren Stadt zur Verfügung steht. Sein Antrieb macht aber für den Kubikmeter nur 0,7 Kilo aus. In Amerika wird gesetzlich das aus den dortigen Bodenschätzen gewonnene Helium verwendet, das den großen Vorzug hat, nicht feuergefährlich zu sein. Sein Auftrieb ist für den Kubikmeter 1,1 Kilo, also nur um etwa 8. v. H. geringer als bei Wasserstoff.



Strenge Sittenordnung in Olmütz.

Wie eine tschechische Korrespondenz aus Olmütz berichtet, hat der dortige Erzbischof für die Diözese Richtlinien ausgegeben, in welchen auch eine Anzahl Verbote Theater, Kino, Tanz und Mode enthalten sind. Unter anderem ist den Katholiken die Beteiligung an Auto- und Motorradrennen verboten, ferner an sonstigen Wettrennen und Wettflügen. Weiter werden auch jene Sportarten nicht empfohlen, die leicht zur Verrohung des Charakters führen könnten. Es werden besondere Sportanzüge für Männer und Frauen, Knaben und Mädchen vorgeschrieben. Gemeinsame Turnübungen von Personen verschiedenen Geschlechtes sind nicht gestattet. Das Geräteturnen ist bei Frauen und Mädchen auf das geringste Maß einzuschränken. Auch Familienbäder sind nicht statthaft. Verhandlungen, Beratungen und Vorträge an Sonn- und Feiertagen sind auf das unumgänglich notwendige Maß einzuschränken. Tanzunterhaltungen und Bälle dürfen nicht an Samstagen oder an Vorabenden von Kirchenfeiertagen stattfinden. Katholiken dürfen sich nicht an Modetänzen beteiligen, die leicht Sinnlichkeit hervorrufen könnten. Auch für das Erscheinen der Mädchen und Frauen im Beruf und der Gesellschaft werden Kleidervorschriften erlassen.

Ein altes nordisches Segelschiff.

Wieder einmal ist ein Beweis für die Tatsache erbracht, auf welch hohem Stande die nordische Schiffahrt sich bereits vor mehr als zwei Jahrtausenden befand. An der Westküste Schwedens wurden vor einiger Zeit von Bauern, die in der Nähe des kleinen Ortes Galtabeck mit dem Ausheben eines Grabens beschäftigt waren, die noch gut erhaltenen Reste eines Fahrzeuges zu Tage gefördert, das sich durch schöne Form, ansehnliches Ladevermögen und große Seetüchtigkeit auszeichnete. Das Schiff wurde dem Göteburger Historischen Museum einverleibt. Es weist einen Mast mit viereckigem Segel auf. Außerdem wurde das Fahrzeug durch Ruder fortbewegt. Es ist aus Eichenplanken erbaut und durch Eichenholznägel zusammengehalten. Die Gelehrten legen auf Grund der Beschaffenheit des Holzes sowie an Hand der geologischen Verhältnisse die Entstehungszeit des Schiffes etwa in das Jahr 400 vor Christi Geburt und bezeichnen es als würdiges Gegenstück zu den berühmten römischen Fahrzeugen, die Mussolini vor nicht langer Zeit aus dem Nemisee ausgraben ließ.

Das Ende eines berühmten Hotels.

Aus Wien wird gemeldet, daß das Hotel Sacher unter den Hammer kommt. So endet ein in der ganzen Welt berühmtes Unternehmen. Frau Anna Sacher, die viele wegen ihrer köstlichen Erfindung der Sachertorte schätzen, hat ein Menschenalter lang ihr Haus zum Treffpunkt der internationalen großen Welt gemacht. Die Habsburger gingen in dem Hotel, das ein Stück des alten Kaiserlichen Wien verkörperte, ein und aus. Auch in einigen deutschen Städten gab es Zweigniederlassungen des Café Sacher, die sich stets bemühten, dem Ruhm des Hauses, feinste Wiener Spezialitäten zu liefern, Ehre zu machen. Es lagen Zahlungsschwierigkeiten vor, die Zinsen für ein Darlehen von 150 000 schw. Franken konnten zum bestimmten Termin nicht beigebracht werden, und so kommt das Hotel auf Betreiben der Gläubiger zur Versteigerung.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg